



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beaulien, G. von: Das Fräulein

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tismus und von Österreich außerdem noch durch den Katholizismus getrennt ist (1840), und daß Rußland nicht eher wirklich europäisch werden kann, „bevor nicht die Kirche daselbst mit den unsrigen in eine lebendige Gemeinschaft getreten ist“ (1829).

Daß ein Mann von solchen Anschauungen eine tief religiöse Natur sein mußte, versteht sich von selbst. Nach der Rückkehr aus dem Kriege hatte sich Gerlach besonders unter dem Einflusse seines jüngern Bruders Otto einem streng positiven Christentum von pietistischer Färbung zugewandt. Christentum und Pietismus fallen ihm beinahe zusammen; wer gegen diesen ist, ist auch gegen jenes. Eifrig verfolgt er die Erscheinungen des kirchlichen Lebens, auch z. B. in Rußland, führt gern Gespräche über Gegenstände dieser Art, liest täglich in der Bibel und sucht sich in den Wirren des Jahres 1850 Trost in Hengstenbergs Kommentar zur Apokalypse. Mit der „auswendigen Union“ der preussischen Landeskirche ist er daher gar nicht einverstanden, und er tadelt es scharf an der Regierung Friedrich Wilhelms III., daß während dieser Zeit die Kirche alle Selbständigkeit verloren habe, daß man mit Strafen gegen die separirt lutherischen Pastoren vorgegangen sei und den Hegelianismus an den Universtitäten und Schulen begünstigt habe.

(Fortsetzung folgt)



Das Fräulein

Von G. von Beaulieu



ir müssen eine Person ins Haus nehmen, Mändel, sagte Frau Rose Sobernstädt zu ihrem Gatten. Ich kann mich nicht immerfort um die Kinder kümmern und auch nicht mit ihnen spazieren gehen. Und wenn Tante Eusebia kommt, braucht sie öfter des Nachts Bedienung, du weißt — bei ihrem Asthma.

Du hast ja ein Kindermädchen, Herzchen, wandte Fritz Sobernstädt schüchtern ein.

Höre mich nur zu Ende, Mändel. Die Anna will ich eben entlassen, weil Tante Eusebia ihr Zimmer bekommen soll. Die Kinder nehmen wir zu uns, und die Neue müßte auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen, neben Tantens Stube, damit sie es hört, wenn die alte Frau des Nachts klingelt.

Das könnte aber doch die Anna auch.

Wo denkst du hin, Fritz! Einem Dienstmädchen kann ich nicht zumuten, auf dem Sofa zu schlafen und des Nachts öfter aufzustehen; dazu muß ich ein Fräulein annehmen, eine gebildete Person.

Lieber Himmel, die wohl gar bei Tische mitißt?

Wenn wir allein sind, ja. Einen Vorteil muß doch die Person von ihrer

Bildung haben. Ich brauche etwas feineres, denn ich will nicht, daß die Kinder im zoologischen Garten berlinisch reden, was bei Dienstmädchen nicht zu vermeiden ist. Es macht sich auch vornehm, wenn ich sagen kann: Wir haben jetzt ein Fräulein, unser Fräulein kann die Bestellung überbringen u. s. w. Eine Französin würde natürlich noch feiner sein, aber die wäre zu teuer und anspruchsvoll, und so muß ich mit einer Deutschen fürlieb nehmen. Glaube mir, mein Süßel, das Fräulein wird deinen Kredit heben. Jeder wird sagen: Sobernstädt muß gut stehen, denn er hält seiner Frau jetzt ein Fräulein.

Fritz Sobernstädt hatte die Rede seiner bessern Hälfte geduldig über sich ergehen lassen, wie es so seine Art war. Zu Hause wollte er Frieden und Ruhe haben, gab es doch schon im Geschäft Ärger und Verdruß genug.

Wie hätte er Rosen auch etwas abschlagen können? Hatte er nicht die reizendste Frau in ganz Berlin? In dem koketten Morgenhäubchen (aus seinem Weißwaren- und Bandgeschäft auf dem Alexanderplaz) und der „Matinee“ von gelblichen Spitzen mit dem Einsätze von lachsfarbner Seide sah sie heute wieder bezaubernd aus.

Die „schöne Breslauerin“ nannte man sie allgemein. Sie war aus Schlesien gebürtig, Fritz hatte sie ihrer Vaterstadt entführt, als sie siebzehn Jahre alt war. Die Väter, Geschäftsfreunde, hatten die Partie oder vielmehr das Geschäft abgeschlossen. Aber Fritz hatte diese Vernunfttheirat, die Vereinigung der beiden befreundeten Firmen, nicht zu bereuen gehabt. Er war noch ebenso verliebt in seine schöne Rose, wie damals, als er sie in Breslau zum erstenmale gesehen hatte, nachdem der Hauptpunkt, die Geldfrage, zur Zufriedenheit beider Väter erledigt worden war.

Fritz hatte vor seiner Hochzeit das Weißwarengeschäft seines Vaters übernommen. Der hatte nicht mehr lange Freude an der reizenden Schwiegertochter gehabt, er war bald gestorben. Jetzt lebte von den Sobernstädt's älterer Jahrgänge nur noch die Schwester des Vaters, die Witwe Eusebia Wismann. Diese wurde nun erwartet.

Fritz begab sich in sein Geschäft. Sein Kosename „mein Süßel“ paßte eigentlich nicht recht zu ihm, denn er war ein kleiner wohlbeleibter Mann, hatte ein rotes Gesicht mit Hängebacken und einen ziemlich kahlen Kopf. Rosa dagegen hatte üppiges blauschwarzes Haar, das sie stets nach der neuesten Mode trug, und eine Haut wie Milch und Blut.

Frau Sobernstädt betrachtete sich eben in dem Spiegel ihres mit rosa Seidenstoff und weißem Battist bezogenen Toilettentisches. Sie tupfte ein wenig Puder auf ihre frischen Wangen, weil ihr die plebejisch erschienen. Wenn sie im Lessing- oder im Residenztheater Baroninnen oder Gräfinnen auf der Bühne sah, so hatten die immer eine interessante Blässe und bemalte Brauen. Rot durfte höchstens an der Ohrmuschel erscheinen und auch da nur als ein leichter rosa Schimmer. Diesen berühmten Mustern folgend, färbte Frau Sobernstädt ihre reizende kleine Ohrmuschel ganz zart mit Rot; den Brauen brauchte sie nicht nachzuhelfen, die wölften sich von Natur scharf und schwarz über den dunkeln Augen. So war sie denn dem aristokratischen Ideal des Residenztheaters erheblich näher gerückt. Wirkliche Gräfinnen und Baroninnen kannte sie ja nicht, nur die Talmivornehmheit der Bühne.

Ach! seufzte sie. Sie hatte nur eine Furcht im Leben: dick zu werden. Jeden Morgen maß sie ihre Taille. Es war das der wichtigste Augen-

blick des Tages. Von dem Ergebnis der Messung hing ihre Stimmung für den ganzen Tag ab.

Jetzt stürmten die Kinder, zwei niedliche Mädchen, herein und wollten die Mutter umarmen. Aber diese wehrte ängstlich ab: Elsa, Solde, ihr verderbt mir die ganze Toilette! Sie hätte richtiger gesagt: die Malerei, aber Toilette klang feiner, taktvoller. Anna, sagte sie dann zu dem Kindermädchen, gehen Sie mit den Kleinen spazieren, ich habe jetzt Geschäfte vor.

Die Geschäfte bestanden darin, daß Frau Rose eine Annonce in Bezug auf das besprochne Fräulein in die Expedition des „Allgemeinen Anzeigers“ brachte. Sie besuchte Zeitungsexpeditionen gern. Die jungen Leute dort waren immer so zuvorkommend, Frau Rose imponirte ihnen durch ihre kostbare Kleidung und ihre auffallende Schönheit. Rose annoncirte deshalb häufig, bald hier, bald da. Es giebt ja immer etwas zu wünschen. Bald hatte sie eine Brosche verloren, bald wollte sie ein Sofa alt kaufen, bald suchte sie einen Papagei und ein „fast neues Messingbauer.“ Heute handelte es sich um etwas ziemlich uninteressantes, um das Fräulein.

Doch auch durch diesen Gegenstand, der anfangs wenig versprochen hatte, sollte Frau Rose Abwechslung und Zerstreuung haben. Sie bestellte die Bewerberinnen zu einer bestimmten Stunde in ihr Haus, während ihr Mann im Geschäft war. Dann nahm sie, in den gewähltesten „Kostümen“ auf dem Sofa sitzend, die jungen Mädchen an, wie eine Fürstin, die Audienz erteilt. Scharen von jungen Mädchen meldeten sich. Frau Rose fühlte sich durch diesen Ansturm gehoben; sie glaubte, er gelte der Ehre, in ihr Haus kommen zu dürfen. Sie wußte nicht, daß es Not und Elend war, was die armen Mädchen von Thüre zu Thüre trieb.

Rose hatte nie die Not kennen gelernt. Hätte man ihr erzählt, daß die Leute kein Brot hätten, so würde sie wohl ebenso naiv wie einst Marie Antoinette gefragt haben: Warum essen sie denn keinen Kuchen? Sie mußte sich zwar manchmal ein neues Kleid versagen, wenn es dem geduldigen Süßel der Ausgaben zu viele wurden, aber einen andern Notstand, als „nichts anzuziehen zu haben,“ eine andre Entbehrung, als einen Hut etwas länger als drei Monate tragen zu müssen, hatte sie nie kennen gelernt.

In Bezug auf die Wohnung waren Sobernstädts, wie alle Berliner Geschäftsleute, sehr anspruchslos und verlangten das auch von andern. Aber sonst versagten sie sich nichts.

Frau Rose hielt eine „perfekte“ Köchin, deren Tyrannei sie sich geduldig fügte. Sie ging niemals in die Küche; ihre zarten Händchen mit den spitzen, rostigen Nägeln verrichteten nie eine andre Arbeit als in einem Roman zu blättern, dem Süßel den Bart zu streicheln oder, wenn sie besonders guter Laune war, ihm beim Nachtsch die Orange oder die Birne höchstselbst zu schälen. Zuweilen, bei Quartalsabschlüssen, wenn besonders viel im Geschäft zu thun war, half sie auch ihrem Manne bei den Facturen und dem Führen der Bücher, und zwar mit einer Geschicklichkeit, die ihrem Geschäftssinn alle Ehre machte. In den Zwischenzeiten aber verfiel sie wieder in ihr süßes Zeittotschlagen.

Die Wahl unter den Bewerberinnen bereitete Frau Rose großes Vergnügen. Endlich entschied sie sich aber doch; denn das ewige Klingeln an der Korridorthur machte sie nervös. Sie wählte ein blaßes, hageres Mädchen, Minna Dallwitz mit Namen. Es geschah dies aus zwei Gründen: erstens

war die Dallwitz „eigentlich“ adlich, obgleich sie ihrer Armut wegen ihr „von“ unterdrückte, und zweitens sah die lange Person unscheinbar, ja häßlich aus. Die blonde adliche Hopfenstange, meinte sie, würde eine gute Folie für ihre üppige brünette Schönheit abgeben.

Wieder pilgerte Frau Rose zur Expedition des „Allgemeinen Anzeigers“, diesmal mit einer Annonce, die besagte, daß „die Stelle besetzt“ sei. Die jungen Leute im Bureau hofften jedoch, daß die Sache nicht von Dauer sein und gnädige Frau bald wieder inseriren würde. Sie lächelte liebenswürdig verheißungsvoll.

Minna Dallwitz trat ihre Stelle an. Sie bekam hundertundfünfzig Mark Gehalt jährlich, dreißig Mark weniger als das Kindermädchen, neunzig Mark weniger als die Köchin. Manche Fräuleins treten ganz umsonst in Familien, hatte Frau Rose zur Dallwitz gesagt, aber ich bin nicht so. Geschenk nehme ich nichts, ich gebe ordentliches Gehalt, mache dafür aber auch Ansprüche. Daß Sie nach dem Abendessen die Wäsche und die Kleider der Kinder ausbessern, darf ich doch wohl annehmen?

Minna Dallwitz fühlte sich anfangs sehr unglücklich in dem Hause der Alexanderstraße. Ihr Vater, ein unbemittelter Beamter, war vor kurzem gestorben. Als die älteste Tochter, hatte sie schon seit einer Reihe von Jahren — seitdem die Mutter tot war — die Wirtschaft geführt und für die jüngern Geschwister gesorgt. Nun, da auch ihr Ernährer gestorben war, wurden die Kinder in alle Winde verstreut. Die größern suchten einen Broterwerb, die kleinern wurden von Verwandten aufgenommen.

Minna hatte nichts besondres gelernt, nur eine „höhere Töchterschule“ besucht. Das Lehrerinnexamen zu machen, dazu hatte sie weder Zeit noch Geld gehabt. So mußte sie jetzt die erste Stellung annehmen, die sich ihr bot.

Sie vermißte das fröhliche Familienleben, die Geschwister. Vor allem fühlte sie sich unglücklich in ihrer Nomadenezistenz: bei ihrem Bivak auf dem Sofa des Wohnzimmers. Um sechs Uhr früh mußte sie aufstehen, sich ankleiden und dann jede Spur von sich im Zimmer entfernen. Ihre paar Habseligkeiten bewahrte sie in einer Kommode auf dem Korridor und in einem Hängeboden über der Speisekammer auf. Von früh bis spät mußte sie „standesgemäß“ gekleidet sein, fertig frisirt und gestiefelt, als sollte sie in der nächsten Sekunde auf der Eisenbahn abreisen. Um sieben Uhr standen die Kinder auf, die mußte sie anziehen, waschen, dann die Witwe Wismann frisiren und ihr Zimmer reinigen. Um neun Uhr, wo das Ehepaar im Eßzimmer erschien, mußte sie den Theetisch fertig haben.

Mit Herrn Sobernstädt kam sie gut aus. So sehr er sich auch vor ihr als vor einer Störung seiner Ruhe und Ordnung gefürchtet hatte, so wenig störte sie ihn. Geräuschlos und schattenhaft that sie ihre Pflicht; immer stand Fritzels Tasse auf dem richtigen Platze, dazu Eier und Schinken und was er sonst liebte. Man lebte nämlich nach englischer Art, wie es wohlhabende Kaufleute gern thun.

Mit den Damen hatte es Minna nicht so leicht. Hatte Rose ihren guten Tag, das heißt war die Taillenmessung nach Wunsch und die Malerei beider Uhrchen hübsch rosig und nicht zu rot ausgefallen, so stand das Stimmungsbaremeter auf schön Wetter, und Rose lachte und plauschte mit dem Fräulein, oft mehr als dem lieb war. Gerieten aber die beiden wichtigen Unterneh-

mungen nicht nach Wunsch, dann quälte Rose ihr Fräulein in wahrhaft raffinirter Weise. Sie war groß in der Kunst, der Dalkwitz allerlei unter die Nase zu reiben, wie sie sich ausdrückte.

Tante Eusebia dagegen wirkte immer unangenehm. Sie war die verkörperte Verdrießlichkeit; sie ging den ganzen Tag umher und spähte nach Mängeln. Ich habe es mir ja gleich gedacht — das habe ich ja gleich gesagt — das waren ihre Lieblingswendungen, wenn sie endlich etwas zu tadeln gefunden hatte. Am häufigsten aber wandte sie diese freundlichen Sätze auf das Fräulein an: Das hat Fräulein wieder verkehrt gemacht, ich habe es mir ja gleich gedacht.

Die schwerste Stunde des Tages war die, wo Tante Eusebia frisirt wurde. Ihre spärlichen Haare so zu ordnen, daß sie sich voll ausnahmen und die Kopfhaut nicht durchschimmerte, war keine leichte Kunst. Doch auch das wurde überstanden, und dann ging das Fräulein mit den Kindern spazieren.

Da es schönes Sommerwetter war, ließ sich Minna auf einer Bank des Alexanderplatzes nieder und beschäftigte sich mit einer Näharbeit für Frau Rose, während die Kinder vor ihr im Sande spielten. Auf die Rasenplätze und die Blumenrabatten traten sie nicht; Elsa und Sfolde waren Großstadtkinder und wußten, wie man sich in städtischen Anlagen, die „dem Schutze der Bürger empfohlen“ sind, benehmen muß.

Um halb ein Uhr war „Lunch,“ und dann fuhr das Fräulein mit den Kindern auf der Stadtbahn nach dem zoologischen Garten. Wenn Minna allein mit den Kindern dort sein konnte, fühlte sie sich ganz behaglich. Die Kleinen waren artig, Minna hatte es verstanden, sich ihre Liebe zu erwerben. Sie ging mit ihnen umher, erklärte ihnen, was sie von den Tieren wußte, erzählte ihnen Märchen, machte aus abgefallnen Blättern Hüte für die Puppen und verkaufte allerlei Güter in Blätterdüten, freilich in Wirklichkeit nur Sand und Erde. Oder man spielte kochen und verfertigte schöne Kuchen und Puddings in den kleinen buntlackirten Bleheimern, die man mitgenommen hatte.

Eines Tags gab es unverhofft einen Kameraden beim Spielen. Ein hübscher, flott aussehender Herr in Uniform trat auf Minna zu, schüttelte ihr die Hand und sagte: Wie geht es dir? Tamos, daß ich dich endlich mal sehe!

Als Minna am Abend nach Hause kam, schickte sie Frau Rose wie gewöhnlich zu Tante Eusebia, um die Kinder ungestört über ihre Erlebnisse auszufragen zu können.

Nun, wie wars, meine Herzchen?

Ach reizend, Mama! riefen Elsa und Sfolde wie aus einem Munde.

Wie so, Engelnchen?

Ach, denke dir, Mama, wir hatten immerzu Besuch.

Frau Rose verzog unwillig den Mund: Hat Fräulein mit andern Fräuleins gesprochen? Das soll sie doch nicht.

Bewahre, Mama! rief Elsa, die ältere, schnell. Bloß Onkel Kurt war da. Ach, und er hat so reizend mit uns Kaufmann gespielt! Er hatte so reizende Knöpfe, wo ich mich drin spiegeln konnte, ganz von Gold waren sie —

Ich mich auch, rief Sfolde eifersüchtig dazwischen.

Ach bewahre, du bist noch zu klein, du konntest ja gar nicht ranreichen.

Wohl konnte ich ranreichen. Und dann nahm mich Onkel Kurt so wie so auf den Schoß, und dann —

Ich bin aber doch größer! rief Elsa, in ihrem Ehrgeiz als Älteste getränkt.

Frau Rose schnitt den Anciennitätsstreit kurz ab: Still! Erzählt lieber, wie der Onkel aussah.

O reizend! Er hatte einen kleinen blonden Schnurrbart und einen Waffenrock —

Nein, einen Überrock!

Er sagte, Waffenrock!

Nein, Überrock!

Zankt euch doch nicht immer. Was sagte er denn zu Fräulein?

Was er sagte? wiederholte Elsa nachdenklich. Na, er sagte: Liebe Minna, da bist du ja endlich! Famos!

Liebe Minna, da bist du ja endlich? Famos? Sooooh? — Wurde denn Fräulein rot, als sie ihn sah?

Die Kinder blickten sich ratlos an. Dann bemerkte Elsa: Rot? Solbe, war sie rot?

Rot wie eine Rute, erwiderte Fsolde, die sich freute, endlich einmal mehr gesehen und mehr bemerkt zu haben als die ältere Schwester.

Sooooh? Also auch rot? Na gute Nacht, Herzchen.

Am Abend hielt Frau Rose mit ihrem Süßel eine feierliche Beratung. Sie erzählte ihm das schreckliche Abenteuer. Also ein Soldat, ein Offizier oder ein Einjähriger! schloß sie ihre Erzählung. Die Person entblödet sich nicht, womöglich mit einem gemeinen Soldaten anzubinden. Und er nennt sie schon du, und sie wird rot, wenn er kommt.

Vielleicht war es ihr Bruder, sie hat ja so viele Geschwister, wandte das Süßel schüchtern ein.

Ihr Bruder und Offizier? Geh, die sind ja so arm, daß sie nichts zu beißen haben, und da Offizier? Und warum wurde sie denn rot? Über Brüder braucht man doch nicht rot zu werden.

Du sagtest doch eben, es sei ein gemeiner Soldat gewesen.

Mit dir ist überhaupt nicht zu reden, Frixel, du hast deinen schlechten Tag. Ich werde die Sache in die Hand nehmen. Mißche du dich nur um Gottes willen nicht ein. Du bist eben kein Diplomat, Mändel, du könntest die ganze Geschichte verderben.

In Wahrheit hatte Frau Rose ihren schlechten Tag, denn die Taillennmessung am Morgen hatte einen Centimeter mehr ergeben. Sie hatte in Folge dessen feierlich gelobt, nie wieder süße Speise zu essen, hatte auch beim Mittagmahl diese Entsagung geübt. Aber da sie ein Leckermäulehen war, wurde ihr die Kasteiung schwer, und ihre Laune stand unter Null.

Am andern Morgen zog Rose die Tante Eusebia ins Geheimnis. Diese hatte sich die ganze Geschichte natürlich gleich gedacht. Ich habe es ja gleich gesagt, das Fräulein taugt nichts. Solche Personen überhaupt! Auf nichts sind sie aus, als auf den Männerfang. Wenn du wüßtest, Köschen, was für Toilettenkünste die gebraucht! Raffinirt, sage ich dir, raffinirt! Na, ich habe es mir ja gleich gedacht! Aber daß sie die unschuldigen Kinder zu Zeugen ihrer Schamlosigkeit macht, na, gedacht habe ich es mir ja auch, aber schrecklich bleibt es doch.

Toilettenkünste sagst du? — Von dem ganzen langen Erguß hatte auf

Frau Rose nur dieses eine Wort Eindruck gemacht. — Wirklich? Aber wo macht sie die? Sie hat doch keinen Winkel für sich in der Wohnung.

O, es giebt allerhand Orte, entgegnete Tante Eusebia geheimnisvoll. Der Sorte kommt es nicht darauf an, wo sie sich pudert und schminkt.

Sie schminkt sich auch?

Alles, bekräftigte Eusebia.

Schrecklich!

Ich habe es ja gleich gesagt.

Der Sache muß auf den Grund gegangen werden.

Muß es auch.

Aber wer soll es thun?

Ich!

Nein, ich werde mir den Offizier ansehen.

Ein Offizier? Ich denke, ein Gemeiner?

Na, wenn sie sich schminkt, muß es doch ein Offizier sein. Und den sehe ich mir an.

So sehr auch Tante Eusebia die Mission ersehnte, Rose blieb Siegerin. Was sie sich einmal in ihren Kopf gesetzt hatte, das setzte sie durch.

Minna gegenüber verbarg sie ihren Groll, damit sie nicht etwa Verdacht schöpfe und das Stellbchein mit dem militärischen Verehrer abbestelle. Sie ließ auch das Fräulein wie gewöhnlich allein mit den Kindern nach dem zoologischen Garten fahren. Dann kleidete sie sich sehr gewählt und elegant an und kutschirte den Schuldigen nach.

Sie suchte sie durch den ganzen Garten, und da sie, dem Offizier zuliebe, sehr zierliche, aber auch sehr enge Stiefelchen angezogen hatte, wurde ihr das Suchen recht schwer. Endlich fand sie die drei vor dem Affenhause, wo sich die Kinder an den drolligen Sprüngen und dem komischen Gebahren der Affen ergötzten. Von buntem Tuch war nichts in der Nähe. Das Schauspiel, das sich ihr bot, war so harmlos, daß es Frau Rosen förmlich empörte. Wozu hatte sie so Toilette gemacht? Doch nicht für die albernen Affen und für das dumme Fräulein?

Ihre Enttäuschung war groß. Doch ließ sie sich nichts merken, sie sagte nur in gereiztem Tone: Warum sind Sie nicht bei der Musik, Fräulein? Warum habe ich meine Töchter Isolde und Elsa genannt? Doch nur, weil wir für Wagner schwärmen. Und Kinder sollen ihr Ohr rechtzeitig schulen. Deshalb wünsche ich, daß Sie sich in der Nähe der Musik mit ihnen aufhalten. Sonst bezahlt man das teure Abonnement, und es verfehlt seinen Zweck.

Ich dachte, die Tiere würden den Kindern Spaß machen.

Zum Spaß sind aber die Menschen nicht auf der Welt, sie sollen sich belehren. Vielleicht fassen Sie das Leben spaßhaft auf, wir nicht.

Dabei richtete sie ihr kleines dickes Persönchen so hoch empor, wie sie nur konnte, und rauschte der Lasterallee, dem Promenadenwege zwischen den beiden Orchestern, zu. Dort nahm sie Platz. Aber wenn auch Uniformen genug hier auf- und abwandelten, zu dem Fräulein schienen sie keine Beziehung zu haben.

Tag für Tag wiederholte nun Frau Sobernstadt ihren Überfall mit einer Beharrlichkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Doch stets ohne Erfolg. Der Offizier — oder der Gemeine, was er nun sein mochte — blieb verschollen. Aber das bestärkte Frau Rosen nur in ihrem Verdacht. Sie

sind im Geheimen im Einverständnis, öffentlich zeigen sie sich nicht mehr mit einander, meinte sie.

Sie fragte die Kinder, aber die wußten auch nichts von Onkel Kurt. Nach und nach wurden ihr die vergeblichen Anstrengungen langweilig, und sie gab sie auf. Eines Tages aber, gerade als sie am wenigsten an die dumme Geschichte dachte, sollte sie für ihre Mühen belohnt werden. Es war der Geburtstag von Tante Eusebia, und Rose wollte Blumen holen, aus der Markthalle natürlich, weil sie dort billiger als im Laden zu haben sind.

Wie sie über den Alexanderplatz kommt, sitzt da das Fräulein auf einer Bank mit einer Näharbeit beschäftigt, und vor ihr spielen die Kinder im Sande. Wer aber steht neben dem Fräulein? Ein junger Avantageur in schneidiger Haltung, mit kleinem blondem Schnurrbart.

Er wandte sich — wie es schien, auf ein Wort Minnas — sofort zu Frau Sobernstadt, legte grüßend die Hand an die Mütze, und Minna stellte ihn vor (mit einer Sicherheit, als ob sie eine Salondame wäre, sagte Rose nachher zu ihrem Manne): Erlauben Sie, gnädige Frau, mein Vetter Kurt von Dallwitz.

Die Wirkung, die der geheimnisvolle „Onkel“ auf die schöne Frau übte, war ganz anders, als es sich Tante Eusebia gedacht hätte. Ich habe es ja gleich gedacht, hätte sie diesmal sicher nicht sagen können. Frau Rose lächelte holdselig und forderte den flotten Avantageur auf, sie bald zu besuchen. Und als sich der junge Mann verabschiedete, reichte sie ihm gnädig die Fingerspitzen.

Auf das Fräulein fiel ein Abglanz dieser Guld. Rose versuchte in den nächsten Tagen, Minna über ihren Verwandten auszuforschen, erhielt aber nur sehr einsilbige Antworten. Sie erfuhr nur so viel, daß der Vetter beim Alexanderregiment als Junker eingetreten sei, daß er der Sohn des Onkels sei, der in der Nähe von Berlin ein Landgut besitze, wo Minnas zwei jüngste Schwestern erzogen würden.

Frau Rose entfaltete nun der Dallwitz gegenüber eine große Liebenswürdigkeit. Ihrem Süßel und Tante Eusebien sagte sie, daß die Geschichte mit der Begegnung im zoologischen Garten ganz harmlos und anständig zusammenhinge, und daß der Vetter des Fräuleins ein vornehmer junger Mann sei. Weißt du, Frixel, berichtete sie, er steht beim Alexanderregiment und wird nächstens Offizier. Er wird uns seinen Besuch machen, und wir werden ihn zur Gesellschaft einladen. Es wird sich nobel ausnehmen, eine Uniform unter unsern Leuten zu haben. Worauf Frixel nichts sagte, aber ein wenig seufzte.

In den nächsten Wochen wurde nun Sonntags vormittags der Salon besonders sorgfältig aufgeräumt, und Frau Rose that ein besonders kostbares Kleid an. Doch Kurt von Dallwitz kam nicht. Als zwei Monate in vergeblichen Vorbereitungen vergangen waren, verschwand Frau Rosens Liebenswürdigkeit und machte wieder einer gereizten Stimmung gegen das Fräulein Platz.

Minna erkannte recht wohl den Grund; sie kannte auch den Vetter und wußte, daß er nicht kommen würde. Eines Morgens erhielt sie ein wappengeschmücktes Briefchen folgenden Inhalts:

Liebes Bäschen!

Ich habe zwar deiner schwarzen Germanin meine Reverenz gemacht, als sie mich bat, euch zu besuchen. Aber — na du weißt ja, daß ich zu den Leuten nicht gehen mag und kann. Als wir uns im Sommer zufällig im Zoo trafen,

sagtest du, ich möchte thun, als ob du gar nicht in Berlin wärest. Du bist immer so vernünftig, du hattest auch da wieder Recht, und ich folgte ja auch deinem Wunsche und machte nicht den Versuch, dich wiederzusehen. Nun muß mir der Teufel deine Alte in den Wurf bringen und sie mich gleich kapern wollen. So was ist ganz veressen auf einen Waffenrock.

Sei mir nicht böse, Väschen, wenn dir vielleicht mein Ausbleiben Verlegenheit bereitet; aber wenn ich käme und von der Leber weg redete, wäre es noch schlimmer. Uebrigens wäre mein Kommen auch ausgeschlossen — wegen des Regiments. Mach also eine Ausrede, welche du willst. Daß ich scheußlich viel Dienst habe, ist nebenbei bemerkt wahr.

Den kleinen Mädchen gehts famos, wie Vater schreibt.
Mit herzlichen Grüßen

Dein
Vetter Kurt.

Das Briefchen mit dem Wappen war nicht unbemerkt geblieben. Als Frau Rose einige Andeutungen deshalb machte, sagte Minna einfach: Mein Vetter Dallwitz läßt sich bei der gnädigen Frau entschuldigen, er hat seine Aufwartung nicht machen können, weil er sehr viel Dienst hat.

Frau Rose war klug genug, das zu verstehn. Aber am ersten des nächsten Monats kündigte sie dem Fräulein. Als Grund der Kündigung gab sie in dem Zeugnis, das sie Minna Dallwitz ausstellte, an: „Ihre gesellschaftliche Bildung genügte nicht meinen Ansprüchen.“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom naturphilosophischen Schriftenmarke. Ob der Zug nach rechts, der unser öffentliches Leben in Politik und Kirche, sowie in Geschichte und Staatswissenschaften beherrscht, durchweg gesund ist, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber daß er sich jetzt auch auf einem Gebiete bemerkbar macht, auf dem alles Alte die letzten Jahrzehnte hindurch förmlich verfehmt war, auf dem naturphilosophischen, ist mit Genugthuung zu begrüßen. Wie wir aus einem bunt zusammengewürfelten Bündlein Schriften sehen, das der Zufall bei uns anschwemmt, ist es Lehrern der Naturwissenschaften heute nicht mehr verboten, an Gott zu glauben und an Häckel zu zweifeln, und wenn die alten Wahrheiten von den Zünftigen in der Broschürenlitteratur wieder zugelassen werden, so werden sie demnächst wohl auch in der liberalen Tagespresse wieder schüchtern ihr Haupt erheben dürfen. Dr. Hermann Klein giebt in seinen bei E. S. Mayer in Leipzig in dritter Auflage erschienenen angenehm zu lesenden Kosmologischen Briefen dem gebildeten Laien erschöpfende Auskunft über den Bau unsers Planetensystems und die Beschaffenheit der Weltkörper vom heutigen Standpunkte der Forschung. Besonders Gewicht legt er dabei auf die Frage nach der Wohnbarkeit der Weltkörper. Er hält es zwar für nicht unwahrscheinlich, daß es in andern Sonnensystemen ebenfalls Planeten giebt, die von Menschen oder menschenähnlichen Geschöpfen bewohnt sind, findet aber in unserm Planetensystem die Daseinsbedingungen für höhere Organismen nur auf